

## ›Identifizierung‹ und ›Selbst-Identifizierung‹

In psychologischen Theorien in der Wissenschaft hat sich die Rede von ›sich mit etwas identifizieren‹ eingebürgert, vor allem unter dem Einfluss der von Freud begründeten Psychoanalyse. Die so genannte ›Ich-Psychologie‹ psychoanalytischer Provenienz (Erikson) hat dann zur sozialpsychologischen Rede von ›Identität<sub>persönlich</sub>‹ geführt. Die Identität einer Person soll das Resultat ihrer Identifizierungen mit etwas oder jemandem sein<sup>1</sup>.

Diese Redeweisen sind völlig entbehrlich. Statt ›sich mit etwas identifizieren‹ kann von ›sich etwas ganz und vorbehaltlos zu eigen machen‹ die Rede sein; statt von der ›Identität<sub>persönlich</sub>‹ kann vom ›Selbst‹ der Person die Rede sein und darin von dem, was sie sich unveräußerlich zu eigen gemacht hat, im Unterschied zu dem, was ihr bloß zugeschrieben wird und was neologistisch ›Identität<sub>sozial</sub>‹ heißen müsste. (›Das Selbst‹ ist zwar auch die Substantivierung einer adverbialen Fokuspartikel und aus der Sicht logischer Grammatik eine Missbildung; aber es gibt sie immerhin schon im Lexikon der Umgangssprache.) Wenn man die psychologischen Redeweisen mit ›Identität‹ auf diese Weise eliminiert, stehen nicht mehr unverstandene und letztlich unverständliche Neologismen unverbunden neben den logischen Bedeutungen von Identität und Identifizierung.

Logisch handelt es sich bei ›Identität‹ „die feinste Äquivalenzrelation“<sup>2</sup>. Intuitiv sollte klar sein: Jedes Ding und jede Person ist mit sich selbst identisch, aber nicht, weil das Ding oder die Person sich mit sich identifiziert hätte.

›Identifizierung<sub>logisch</sub>‹ dagegen ist die Feststellung, was etwas oder wer jemand ist. Im Folgenden stelle ich Überlegungen dazu an, was ›Identifizierung‹ in diesem Sinn mit dem Gebrauch von ›ich‹ und der Selbst-Identifizierung mit dem eigenen Namen zu tun hat.

### I.

›Ich‹ ist in deutscher Sprache das Personalpronomen in der 1. Person Singular. Schon früh im Erlernen der Sprache, das jedenfalls, was ihr Lexikon angeht, niemals aufhört (man lernt auch im Alter noch immer neue Wörter), wird sein Gebrauch von jedem kompetenten Sprecher

---

1 ›Identifizierung mit jemandem‹ geht auf den mit dem Faktum erforderlicher Sozialisation aufkommenden Wunsch ›zu sein wie ...‹ (die erwachsenen Bezugspersonen) zurück.

2 Kuno Lorenz: Art. 'Identität', HWPB Bd. 4, Spalte 145; d.h. den Grenzfall einer Äquivalenzrelation (d.i. eine Relation, die die logischen Eigenschaften der Symmetrie, der Reflexivität und der Transitivität aufweist), in dem die strikte Implikation  $xRy$  generell gilt. Die beträchtlich kompliziertere genaue Formulierung gibt Lorenz.

der Sprache praktisch beherrscht. Kinder reden von sich, bevor sie ›ich‹ zu gebrauchen lernen, mit dem eigenen Namen, mit dem sie von anderen angesprochen werden.

Die Regeln für den Gebrauch von ›ich‹ explizit anzugeben, ist eine theoretische Aufgabe, der sich Sprachwissenschaft und Philosophie zu unterziehen haben – die Philosophie jedenfalls dann, wenn sie sich vom Kern ihrer Methode seit ihren Anfängen in Europa her versteht. Dieser Kern ist *reflexive begriffliche Klärung* – theoretisch ausdrücklich zu machen, was wir praktisch als *Sprecher* einer natürlichen Sprache, d.h. als *Personen* je schon können: beispielsweise das Personalpronomen in 1. Person (und allen anderen grammatischen Personen) zu gebrauchen. Hier werde ich nur die Regeln behandeln, die ›ich‹ in Zusammenhang mit Selbst-Identifizierung bestimmen.

Pronomina – zu deutsch: Fürwörter – ersetzen Nomina – Wörter für Gegenstände oder Personen. Sie sind Wörter für Personen (›ich‹, ›du‹ und ›er/sie‹ im Singular/in der Einzahl; ›wir‹, ›ihr‹ und ›sie‹ im Plural/in der Mehrzahl) oder für Gegenstände (›es‹ und seine deiktischen Varianten ›dies‹ oder ›jenes‹ im Singular; ›sie‹, ›diese‹ und ›jene‹ im Plural). Den Gebrauch der Personalpronomina und insbesondere von ›ich‹ aufzuklären, wird also u.a. heißen, ihre (seine) Ersetzungsbeziehungen zu Namen und Kennzeichnungen (›der/die so-und-so‹), den nominalen Typen von Ausdrücken für Personen klarzulegen.

## II.

Mit ›Identifizierung‹ – dem Sagen, was etwas oder wer jemand ist – hat ›ich‹ zunächst nichts zu tun.

Stellen wir uns folgende Situation vor. Jemand kommt in einen dunklen Raum und findet nicht gleich den Lichtschalter, hört aber im Dunklen das Geräusch einer Bewegung. Er wird dann geneigt sein, ins Dunkle hinein zu fragen ›Ist da jemand?‹ oder ›Wer ist da?‹. Wenn da jemand ist und antwortet: ›Ich.‹, dann wird der Fragende, wenn er den Antwortenden nicht am Klang seiner Stimme erkennt, durch diese Äußerung nicht erfahren haben, wer da ist.

Wenn wir die Antworten auf die Fragen ›wer bist du/sind Sie?‹ und ›wer ist da?‹ eine Selbst-Identifizierung nennen, dann kann gesagt werden, dass ›ich‹ allein nicht selbst-identifiziert. Was selbst-identifizierte, wäre die Hinzufügung eines Namens – ›ich bin es, X‹. In meinem Fall wäre ›X = EML‹. Eine Selbst-Identifizierung in einer Situation wie der vorgestellten wäre also ein besonderer Fall des Sich-Vorstellens mit seinem Personennamen:

›Ich bin/heiße EML‹.

Personen, Sprecher der Sprache, tragen wesentlich einen Namen, mit dem sie angesprochen werden und mit dem, in der Rede über sie, von Dritten auf sie Bezug genommen werden kann. Mit diesem (und in Kennzeichnungen daran gebundener kollateraler Information: dann und dann geboren, also so und so alt, dort lebend, das und das tuend etc.) identifizieren sie sich (sagen, wer sie sind), weil und insofern sie auch andere so und andere sich für sie so identifizieren (sagen, wer sie sind).

### III.

Die Bindung der Selbst-Identifizierung an die Identifizierung anderer wirft allerdings scheinbar ein Problem auf. ›Identität‹ ist der Grenzfall einer zweistelligen Relation, ›jemand sein‹ scheint oberflächengrammatisch<sup>3</sup> einstellig zu sein.

Jedenfalls im Fall der Selbst-Identifizierung, wenn nicht der Indikator ›ich‹ sich im Fall von ›Ich bin EML‹ auf etwas anderes bezöge als ›EML‹. Ist das der Fall? Ist die scheinbar einstellige Selbst-Identifizierung implizit zweistellig, wirklich relational?

Betrachten wir den Fall einer relativen Fremd-Identifizierung. Eine Straftat ist begangen worden und die Polizei ruft einen als Zeugen oder Betroffenen zu einer polizeilichen Gegenüberstellung, um den Täter, der vom Zeugen beobachtet oder vom Betroffenen gesehen worden ist, zu identifizieren. Hinter der aus Kriminalfilmen bekannten, nach nur einer Seite hin durchsichtigen Glasscheibe stehen acht mit Nummern gekennzeichnete Verdächtige und der für sie unsichtbare Zeuge erkennt in Nr. 7 den Täter. Er identifiziert Nr. 7 als den Täter.

Die Frage ist also, wo steckt, im Blick auf dieses Beispiel, in ›Ich bin EML‹ das Analogon zu ›Nr.7‹ und wo das Analogon zum ›als‹ der relativen Identifizierung von jemandem als Täter einer Straftat?

Die Antwort sollte nach der minimalen Bestimmung des Begriffs der Person als dem sprechenden Lebewesen, das wesentlich einen Namen trägt, selbstverständlich sein. Die Tiefen-Grammatik von ›Ich bin EML‹ ist, ausdrücklich gemacht, diese:

›Ich (das jetzt sprechende Lebewesen) bin (trage als Person den Namen) EML‹

---

3 Wittgenstein unterscheidet in *Philosophische Untersuchungen* § 664, ohne systematischen Anspruch, zwischen Oberflächen- und Tiefen-Grammatik. ›Oberflächen-Grammatik‹ ist die durch den Wortlaut nahegelegte grammatische Analyse, Tiefen-Grammatik‹ die logisch begründbare Analyse.

Das lässt immer noch zwei Deutungen zu – ›ich‹ = ›der jetzt Sprechende‹ kann als Indizierung des Menschen, der die Person ist, oder als Indizierung schon der Person als einer von allen Personen<sup>4</sup> verstanden werden – aber es macht jedenfalls die implizite Relationalität der Selbst-Identifizierung deutlich.

Identifizierung mit dem Namen – im Unterschied zu dem betrachteten Kriminalbeispiel als relativer Identifizierung – ist absolute Identifizierung, aller spezifischen Kontexte enthoben. Selbst-Identifizierung ist ebenfalls absolut, weil sie auf den umfassendsten Kontext ›alle‹ (Personen) bezogen ist. Die Selbst-Identifizierung enthält mit dem eigenen Namen virtuell die Perspektive aller anderen auf einen selbst, weil die anderen einen mit dem Namen anreden. Zugleich ist sie in dem erläuterten Sinn absolut. Es sollte viel zu denken geben, dass man ›absolut‹ im Sinn von kontext-unbezogen selbstständig ist, indem man die Perspektive anderer auf einen selbst übernimmt

© E.M. Lange 2022

---

4 Der implizite Bezug jeder Rede von und über Personen auf eine Allheit von Personen ist ein deskriptives Ergebnis meiner entsprechenden Analysen – vgl. ›Person und Gegenstand‹ bzw. ›Philosophie‹ und ›Personenidentität – Wer wir sind‹ auf [www.emilange.de](http://www.emilange.de). – Dieses Ergebnis, das ich einmal so formuliert habe: „Das wesentliche Selbstbewusstsein einer Person ist, eine von allen zu sein.“, kann die in der Ethik im 20. Jahrhundert aufgekommenen Ideen, dass die Moral und die grundlegenden gerechtfertigten Ansprüche von Personen, die wir ›Menschenrechte‹ nennen, in der Struktur der Umgangssprache verankert sind (Erlanger Schule; Habermas), auf ihren berechtigten Kern zurückführen. Menschenrechte – die Ansprüche, zu allen als Freie und Gleiche zu gehören, sind in den Staaten, die sie anerkennen, die grundlegenden Anspruchsrechte von Personen als ihrer Bürger gegenüber jedermann und deshalb dem Anspruch nach überstaatlich gültig.